

## DIE GROSSSIEDLUNGEN – ein gescheitertes Erbe der Moderne?

Sabine Kraft



*Am 15. Juli 1972 wurde ein Teil der Großwohnanlage Pruitt-Igoe in St. Louis gesprengt. Die spektakulären Bilder des langsamen Zusammensackens der 11-geschossigen Wohnscheiben in einer riesigen Staubwolke gingen um die Welt. Diese Bilder standen damals stellvertretend für das Scheitern der Nachkriegsmoderne – zumindest wurden sie im urbanistischen Diskurs so interpretiert, wenn auch mit einiger Verzögerung. 1976 datierte Charles Jencks den Zeitpunkt des “Todes der modernen Architektur”<sup>1</sup> präzise auf den Tag und die Stunde der Sprengung von Pruitt-Igoe; 1978 warf ARCH+ auf dem Cover von Heft 42 neben den Bildern eben dieser Sprengung die Frage auf: “Ist das Ende des Funktionalismus auch das Ende des Massenwohnungsbaus?”; 1979 prägte der Deutsche Städte-tag den Begriff des “sozialen Brennpunkts”<sup>2</sup> kurz nach bzw. noch während der Bauphase jener Grosssiedlungen, zu deren Charakterisierung er dienen sollte, und die nun in den Kommunen die Furcht vor einem Filtering down-Prozess nach amerikanischem Modell und der Entstehung unkontrollierbarer sozialer Ghettos im staatlich geförderten sozialen Wohnungsbau aufkommen ließen. Was uns selber betraf, eine Forschungsgruppe, die Anfang der 80er Jahre mit der Entwicklung von Bewertungsmaßstäben für die Qualität der Wohnumwelt beauftragt war<sup>3</sup>, so bildeten die Großwohnsiedlungen die dankbare Kontrastfolie, auf der wir all jene Defizite an Wohn- und Lebensqualität infolge fehlgeleiteter Planung vermeinten ablesen zu können, die es künftig zu vermeiden galt.*

Was war in der Zeitspanne, in der die hier herausgegriffenen Ereignisse liegen, geschehen? Eben noch hatten die in der neu etablierten Zusammenarbeit zwischen der Architektur und den Sozialwissenschaften<sup>4</sup> verpflichteten Soziologen, die zur Begleitung der größeren Wohnbauvorhaben herangezogen wurden, diesen neuen Siedlungen – zumeist Demonstrativbauvorhaben mit Vorbildcharakter – ein hohes Maß an Wohnzufriedenheit attestiert, und nun auf einmal ging es um die mangelnde Identifikation der Bewohner mit ihrem Wohnquartier, um soziale Unsicherheit, um anonyme Räume, die ängstlich gemieden wurden, um Vandalismus und eine steigende Tendenz zu kriminellen Verhalten und, was als Kernproblem angesehen wurde, um beschleunigte Segregationsprozesse. Woran lag das? Was war aus der Gewissheit geworden, den richtigen städtebaulichen Weg im Dunstkreis der Charta von Athen zu verfolgen, was aus der vernichtenden Kritik an der Stadt des 19. Jahrhunderts<sup>5</sup> und was aus dem missionarischen Bewusstsein der Gemeinnützigen Wohnungswirtschaft, den Menschen das richtige Wohnen beizubringen?

### Zeitgenössische Kritik

In den 70er Jahren beginnt in ganz Europa ein Wechsel in der Wahrnehmung des Nachkriegswohnungsbaus, der auf eine komplette semantische Verkehrung hinausläuft: Aus zeitgemäßen modernen Wohnverhältnissen in bevorzugter Lage im Grünen werden menschenunwürdige Aufhäufungen von Wohnungen, triste Betonburgen, schlecht angebundene, in ihrer Monofunktionalität für die Erfordernisse des Alltags nur unzureichend ausgestattete “Schlafstädte”. Diese Kritik, man kann durchaus von einer Abrechnung sprechen, hat viel zu tun mit der Fortschreibung des städtebaulichen Leitbilds<sup>6</sup>, die sich in den 60er Jahren vollzieht, von den eher harmlosen viergeschossigen Zeilenbauten – der “gegliederten und aufgelockerten” Langweile sozusagen – zu einer neuen vorgeblich urbanen Dichte und beispiellosen Massierung von Menschen in endlosen sich schlängelnden und krümmenden Gebäudestrukturen mit hoher Geschosshöhe, die historisch ohne Vorbild waren. Es wäre jedoch zu kurz gegriffen, die veränder-

te Wahrnehmung nur auf das neue Leitbild zurückzuführen.

Die 70er Jahre sind hier insofern von besonderer Bedeutung, als der tiefgreifende Wertewandel dieser Periode den Hintergrund für den Imageverfall der Großsiedlungen bildet. Das betrifft nicht nur die postmoderne Wende in der Architektur, deren Suche nach einer mit Bedeutungen aufgeladenen formalen Sprache diese Siedlungen zu Produkten eines schnöden Bauwirtschaftsfunktionalismus stempelt, es betrifft nicht nur die postmoderne Wende im Urbanismus, dessen Wiederentdeckung der Aufenthaltsqualitäten von Hof, Straße und Platz der historischen Stadt dem fließenden Raum der Moderne das sozialräumliche Potenzial abspricht, es betrifft vor allem den postmodernen Umbau der Gesellschaft im Namen des Neoliberalismus.<sup>7</sup> Mit der 1973er Krise beginnt sozusagen das Ende der wohlfahrtsstaatlichen Nachkriegsordnung und des vermeintlich unaufhaltsamen, technischen wie sozialen Fortschritts. Das unerschütterliche Vertrauen der Boomjahre, dass ein kontinuierlich wachsender Wohlstand alle Mitglieder der Gesellschaft erreichen würde, zeigte erste Risse. Muss also im Hinblick auf den Wohnungs- und Städtebau der Nachkriegszeit von einem Scheitern der Moderne gesprochen werden, wie es der um 180 Grad gedrehte Zeitgeist suggerierte und wie es die Kumulation von Armut und Benachteiligungen nahe legte, die sich relativ bald in einigen der Großsiedlungen einstellte? Schließlich war die egalitäre Wohnungsversorgung für alle Bevölkerungsgruppen eines ihrer zentralen Anliegen gewesen.

Die Antwort auf diese Frage aus der Distanz von 40 Jahren sollte den gesellschaftlichen Kontext der zeitgenössischen Kritik mitreflektieren – und dieser Kontext ist nun mal Neoliberalismus und Postmoderne. So ignorierte diese Kritik den in den 70er Jahren deutlich erkennbaren Rückzug des Staates aus der Wohnungsversorgung und das entschlossene politische Credo für den Markt und nochmals Markt, der es letztlich weit besser “richten” würde als die Gemeinnützige Wohnungswirtschaft, der es für eine ökonomische Rentabilität an Konkurrenz fehle. Die politische Schlagkraft des Neoliberalismus resultierte aus der ebenso genialen wie fatalen Kombination eines Kapitalismus, dem gerade die Zügel wieder abgestreift wurden, mit einem gesellschaftlichen Wertekostüm, das in seiner pseudotraditionellen Ausrichtung Stabilität und soziale Sicherheit zu versprechen schien. Der Flirt mit vor- oder auch nach-modernen Zeiten verfiel sich leicht in diesen Fallstricken. Wie also könnte jenseits der zeitgenössischen Befangenheit die heutige Bewertung dieses Erbes der Boomjahre aussehen? Doch zuvor sollte der Frage des Scheiterns nachgegangen werden.

### Unzulängliche Planung

Viele Großsiedlungen hatten einen ungünstigen “Start” aufgrund gravierender Planungsfehler, wobei “Fehler” in Anbetracht der Unterbringung einer historisch beispiellosen Zahl von Menschen zu gleicher Zeit am gleichen Ort ein Euphemismus ist. Hier addierten sich eine unzureichende Versorgung mit öffentlichen Einrichtungen, fehlende kulturelle Angebote, die mangelhafte Ausstattung mit Handel, Kleingewerbe, Kneipen und Dienstleistungen jeglicher Art, eine schlechte Verkehrsanbindung und die häufig noch über Jahre andauernde Baustelle sehr schnell zu einem Negativbild, das haften blieb. Es fehlte schlichtweg an allem, was “Stadt” hätte ausmachen können. Hinzu kam, dass diese Siedlungen das “Auffangbecken” bildeten für die Welle der Sanierungsverdrängten, die ihr soziales Umfeld verloren hatten. Die Entscheidung, dort und nirgendwo anders zu wohnen, erfolgte nicht freiwillig. Ein besonders krasses Beispiel ist das Märkische Viertel in Berlin, wo sich die aus den Arbeitervierteln Kreuzberg und Wedding umgesetzten Bewohner wiederfanden. Das dramatisch schlechte Image und der Sprung einer Hausfrau aus dem 11. Stock eines Hochhauses führten zu einer öffentlichen Anprangerung der Missstände. Ähnlich negative Images erwarben sich auch andere Großsiedlungen wie z.B. Bremen-Tenever, Hamburg-Steilshoop, Darmstadt-Kranichstein, Köln-Chorweiler oder München-Neuperlach. Bekanntlich ist es fast unmöglich, einen schlechten Ruf zu revidieren. Das gilt auch für die Siedlungen. Ihr negatives öffentliches Image wurde zu einem Motor der Segregationsprozesse.

Wie bedeutsam das Image für die soziale Stabilität einer Siedlung ist, zeigt das Gegenbeispiel der Neuen Vahr in Bremen.<sup>8</sup> Sie ist mit ihren rund 10.000 Wohneinheiten die erste westdeutsche Großsiedlung. Entstanden noch zu Zeiten des extremen Wohnungsmangels Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre wurde die Siedlung ein voller Erfolg. Die Neue Vahr verkörpert noch in direkter Kontinuität der großen Wohnprojekte der Weimarer Zeit – wie für das Neue Frankfurt oder die Tautschen Siedlungen in Berlin – das moderne Konzept des Wohnens in einer parkartigen Landschaft, nach Nachbarschaften geordnet und mit den erforderlichen Gemeinschaftseinrichtungen für die Familien ausgestattet. In der Person Ernst Mays

war auch die personelle Kontinuität gegeben.<sup>9</sup> Das durchgängig positive Image der “grünen” Vahr hat sich bis heute gehalten, obwohl auch dort sozialstrukturelle Umschichtungen stattfanden.

### Rigide Verwaltung

Die Planungsfehler der Anfangszeit fanden ihr Pendant in der Verwaltung der Großsiedlungen. So ist die Regelung der Zuständigkeit für die neue Wohnumgebung wahrscheinlich einer der Schlüsselbegriffe für deren weitere Entwicklung. Das zeigt sich am deutlichsten darin, dass Siedlungen, die weitgehend auf Wohneigentum basieren, eine stabile Entwicklung aufweisen. Ob im Eigentum oder zur Miete gewohnt wird, scheint Vorrang vor allen anderen Einflussgrößen zu haben. Das ist nicht sonderlich überraschend. Bemerkenswert ist jedoch, dass dieser Sachverhalt nicht nur für das Einfamilienhaus, in welcher Form auch immer, sondern gleichermaßen für das Wohneigentum im Geschosswohnungsbau gilt. Bemerkenswert ist auch, dass eine vergleichbare räumliche Situation im einen Fall Probleme verursacht und im anderen Fall akzeptiert wird. Zwei im sozialen Wohnungsbau geförderte Großsiedlungen, die auf Wohneigentum basieren, sind die Cité du Lignon in Genf und die Wohnstadt Asemwald in Stuttgart<sup>10</sup>, beides Großstrukturen mit einem hohen Maß an Bewohneridentifikation und beide in einer kompromisslos modernen Formensprache.<sup>11</sup>

In sozialpsychologischer Hinsicht mit Eigentum vergleichbar sind Formen der Mitsprache und Selbstverwaltung. Sie schaffen Zuständigkeit, d.h. die Verfügungsrechte über den Raum sind mit Verantwortung gepaart. Der Beginn des neuen Lebens in neuer Umgebung war für die Bewohner der Großsiedlungen generell nicht von Zuständigkeit geprägt, sondern dem genauen Gegenteil – einer rigiden Raumverwaltung. Hausordnungen und Verbote machten schnell deutlich, dass die Nutzung der großzügigen Grünflächen vor allem eine optische Angelegenheit sein sollte. Gefragt war der ruhige, pflegeleichte Bewohner. Damit stand die Verwaltung

1 Charles Jencks, Die Sprache der postmodernen Architektur. Die Entstehung einer alternativen Tradition, S. 9, Stuttgart 1978  
2 [http://de.wikipedia.org/wiki/Sozialer\\_Brennpunkt](http://de.wikipedia.org/wiki/Sozialer_Brennpunkt). Der Begriff des “Sozialen Brennpunkts” wird heute durch “benachteiligte Gebiete”, “besonderer Entwicklungsbedarf” und “überforderte Nachbarschaft” ersetzt, da er für die Bewohner eine zusätzliche Diskriminierung bedeute. Das mag sein, aber er beschönigt nichts.

3 Fester, F. Marc/Kraft, Sabine/Metzner, Elke, Raum für Soziales Leben. Forschung im Auftrag des MAGS, Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, Karlsruhe 1982

4 Die von Bahrdrts bereits 1961 empfohlene “Teamarbeit” war mit erheblichen Verständigungsproblemen belastet. Die Architekten erwarteten von den Soziologen als “Spezialisten” für die Bedürfnisse der Menschen eine Fundierung ihres Entwurfs, während die Soziologen in ihren empirischen Studien “raumblind” waren und Wohnzufriedenheit ohne räumliche Rückkopplung abfragten. Vgl. Bahrdrts, Hans Paul, Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbek bei Hamburg 1961

5 vgl. Heuer, Jürgen, Städtebau im Wandel der Zeit, in: Neue Heimat, Monatshefte für neuzeitlichen Wohnungsbau, Sept. 1959. Heuer trägt seine Kritik an der Stadt des 19. Jahrhunderts mit großer Selbstgerechtigkeit vor, die auch keinen Zweifel daran hat, dass der Nachkriegswohnungsbau den Fortschritt der Moderne noch übertreffen wird.

6 Zur Diskussion um das städtebauliche Leitbild vgl. Harlander, Tilman, Die “Modernität” der Boomjahre. Flächenanierung und Großsiedlungsbau – in dieser Ausgabe, S. 15

7 Das europäische Denkmalschutzjahr 1975 ist der manifeste Ausdruck dieses gesellschaftlichen Wertewandels. Vgl. dazu auch

Philipp, Klaus Jan, Die großen Euphorie. Machbarkeitswahn und Freiheitsversprechen im Städtebau der 60er und 70er Jahre – in dieser Ausgabe, S. 42

8 vgl. Heilmeyer, Florian, Vom Ein- und Auszug der Vahraonen. 50 Jahre Wohnzufriedenheit? – in dieser Ausgabe, S. 63

9 Ernst May übernimmt 1956 die Leitung der Neue Heimat Hamburg, die federführend für die Planung der Neuen Vahr ist.

10 vgl. Graf, Franz/Marino, Giulia, Denkmalschutz und energetische Sanierung der Cité du Lignon – in dieser Ausgabe, S. 105ff. Als in der Stuttgarter Zeitung der Asemwald mit dem üblichen negativen Großsiedlungsbild gebrandmarkt wurde, protestierten die Asemwalder in aller Öffentlichkeit; s. dazu auch: Heimat in 22 Stockwerken – Vom Leben im Hochhaus Asemwald, SWR Fernsehen, Ausstrahlung in Landesschau Unterwegs, 10.07.2010 sowie Harlander, Tilman a.a.O., S. 22

11 Im Gefolge der Rezeption von Ferdinand de Saussure und Claude Lévi-Strauss in den 70er Jahren wurde mit Hilfe semiotischer Analysen, in denen die Stadt als “Text” zu lesen war, eine Verwissenschaftlichung des Entwurfs gesucht. Großstrukturen, bei denen die Fenster der eigenen Wohnung nur über Abzählen der Fassadenöffnungen zu lokalisieren sind und man Gefahr läuft, den eigenen Hauseingang zu verfehlen, wiesen in diesem “Text” einen mangelnden Informationsgehalt auf. Abgesehen davon, dass die Hoffnung auf ein neues Entwurfstool scheiterte, scheint der Monotonievorwurf im Falle des Besitzes der Wohnungen bedeutungslos und eine Identifikation mit der Umwelt auch ohne die individuelle Außendarstellung möglich zu sein, die Motor des Verschönerungswettbewerbs in vielen Reihenhaussiedlungen ist.



der Siedlungen in direktem Widerspruch zu ihrem propagierten städtebaulichen Konzept der "Urbanität durch Dichte". Dichte ist eine notwendige, aber keinesfalls hinreichende Bedingung für urbanes Leben. Die hinreichende Bedingung liegt, wie Edgar Salin in seinem berühmten Urbanitätsvortrag ausführte, in der aktiven Teilhabe der Bürger am Gemeinwesen.<sup>12</sup> Es wäre eigentlich Aufgabe der verwaltenden Wohnungsbaugesellschaften gewesen – und ganz im Sinne eines besseren Funktionierens –, diese Teilhabe zu fördern und nicht als Störfall zu betrachten. Vermutlich bedurfte es zur Überwindung des herrschenden Ordnungsdenkens erst der Bürgerinitiativ- und Selbsthilfebewegung der 80er Jahre und – nicht zu vergessen – des Lerneffekts von Wohnungsleerstand. Der "mündige Bewohner" war noch kein Thema, die hilflose Reaktion auf eine wegen der vorgefundenen Defizite unzufriedene Bewohnerschaft bestand im Aufstellen weiterer Verbotsschilder. Ein berühmt-berüchtigtes Beispiel dafür ist die Berliner Gropiusstadt.<sup>13</sup>

Lediglich die frühen Modelle "kommunikativen Wohnens" um einen Gemeinschaftsraum herum, bei denen die Bewohner in Planung und Verwaltung miteinbezogen waren, bildeten eine Ausnahme. Diese Experimente wie z.B. die Stockwerkshallen in Utrecht, die Familienetagen in Berlin-Lichtenrade oder die Wohnungen mit Gemeinschaftsflächen in Poitiers fanden im Sozialen Wohnungsbau statt. Am bekanntesten wurde das Wohnmodell Steilshoop für 220 Personen innerhalb der Hamburger Großsiedlung, das allerdings scheiterte und nach zehn Jahren aufgegeben werden musste.<sup>14</sup> Wesentlich in diesem Kontext ist vor allem, dass kein Gebäudetypus – etwa im Sinne von zu groß, zu anonym etc. – alternative Verwaltungs- und Betriebsformen ausschließt. Das zeigt sich am Beispiel des Hochhauses, dessen Eignung zum Wohnen wegen seiner, nur von Fahrstuhlschächten durchbrochenen, sozialen Anonymität zeitweilig bezweifelt wurde. Die selbstverwalteten Wohntürme von Harry Glück in Alteerla, Wien, stehen bei jeder Befragung ganz oben auf der Beliebtheitsliste des Wiener Mietwohnungsbaus.<sup>15</sup>

#### Raum und soziales Verhalten

Pruitt-Igoe ist kein singuläres Ereignis geblieben. "Abriss wegen Unbewohnbarkeit" wurde zwei Jahrzehnte später auch in den europäischen Ländern praktiziert, allen voran Frankreich, dessen *Grands ensembles* es aufgrund der Radikalität seiner HLM-Bewohner zu internationalen Schlagzeilen brachten.<sup>16</sup> Als Rechtfertigung der Abrisse dienten die nicht mehr beeinfluss-, geschweige denn kontrollierbaren sozialen Zustände. Abriss ist eine Strategie der Zerstreuung, da die bestehenden sozialen Verhältnisse zusammen mit den Häusern zerschlagen werden und die Präsenz der Probleme schwindet. Oscar Newman ist anhand seiner Beobachtungen in Pruitt-Igoe zu dem Schluss gekommen, dass räumliche Strukturen ihren ursächlichen Anteil an diesen Zuständen haben. Sein 1972 erschienenes Buch *Defensible Space* eröffnet die Perspektive der *Crime prevention through environmental design*.<sup>17</sup> Es wurde zu einer neuen Facette in der langen Geschichte der Beeinflussung von sozialem Verhalten qua Raumorganisation bzw. des Versuches dazu. Newmans Überlegungen, wie anonyme, sozial nicht kontrollierte Räume vermieden werden können, führten in der städtebaulichen Diskussion um die richtige Anlage von Großsiedlungen zeitweilig zu der etwas absurden Vorstellung, es könne aus sozialer Sicht eine zulässige Höhe und Länge von Wohngebäuden geben. Demnach befanden sich z.B. die Bewohner der längsten Zeile Frankreichs, der sogenannten "140" in Auxerre, im Irrtum, als sie den geplanten Abriss verhinderten.<sup>18</sup> Offensichtlich hatten sie Newmans Buch nicht gelesen.

Das Ausüben von Kontrolle mit Hilfe von Bebauungsstrukturen ist kein neuer Aspekt im Umgang mit Raum, schließlich war die Verteidigung der Stadt im Klassenkampf, die sogenannte "Haussmannisierung", einer der Beweggründe der Stadtplanung des 19. Jahrhunderts. Was hier mehr interessiert, ist die Frage, inwieweit räumliche Strukturen die Lebensumstände ihrer Bewohner präformieren und ob ein intrinsischer Zusammenhang zwischen gebauter Umwelt und sozialem Verhalten für die Entwicklung der Großsiedlungen mit verantwortlich war, oder ob es sich bei dieser Annahme um eine maßlose Überschätzung der Architektur handelt. Diese Frage ist für das Wohnen doppelt interessant, da jedem Scheitern eine Erziehung vorausgeht. Das Angebot von Wohnraum an jene, die sich nicht allein aus eigener Kraft versorgen können, hatte quer durch die Historie einen erzieherischen Beigeschmack, war immer Teil einer mehr oder weniger massiven Domestikation. Das gilt für den Stiftungswohnungsbau ab dem 16. Jahrhundert bis zum Werkswohnungsbau des 19. Jahrhunderts. Es gilt auch für das Neue Bauen, das sich zwar nicht im überkommenen Sinne paternalistisch verstand, aber doch präzise Vorstellungen hegte, wie die vom "Pröll" des 19. Jahrhunderts befreite moderne Wohnung die Lebensumstände ihrer Bewohner verbessern würde<sup>19</sup>, und es gilt ganz gewiss für

**Zum Vergleich die Daten für Deutschland:**  
**Hartz IV Empfänger:** 8,0 %  
**Einwohner mit Migrationshintergrund:** 19,6 %  
**Ausländeranteil:** 8,9 %  
**Arbeitslosenquote:** 7,0 %

#### Quellen:

Bundesagentur für Arbeit, Daten 3/2011,  
 Statistisches Bundesamt, Daten 2008/2009  
 Daten zu den Siedlungen: Statistische  
 Ämter der Kommunen, in der Regel aus  
 Erhebungen 2009.

*Die Arbeitslosenquote von Deutschland insgesamt und der Arbeitslosenanteil in den Siedlungen sind nur bedingt vergleichbar, da die Quote auf der Gesamtzahl aller Erwerbstätigen basiert, während der Anteil sich auf alle Bewohner zwischen 18 (bzw. 15) und 65 Jahren bezieht, d.h. der Anteil ergibt immer günstigere Werte als die Quote. Die bayrischen Siedlungen bilden im Hinblick auf die Arbeitslosigkeit eine Ausnahme, sie liegen generell unter dem Bundesdurchschnitt.*

**Zusammenstellung der Daten:**  
 Juliane Greb

12 Salin, Edgar, Urbanität, in: Erneuerung unserer Städte, Deutscher Städtetag, 1960  
 13 Christiane F., Wir Kinder vom Bahnhof Zoo, Hamburg 1979

14 Einen guten Überblick zum gemeinschaftsorientierten Wohnen ab den 70er Jahren bietet der Katalog zu der Ausstellung 1986/87: Das andere Neue Wohnen, konzipiert von Erwin Mühlestein, Museum für Gestaltung Zürich, Kunstgewerbe Museum 15 s. dazu Stadtentwicklung Wien MA 18, Stadtentwicklung und Stadtplanung (Hrsg.), Wiener Wohnstudien-Wohnzufriedenheit, Mobilitäts- und Freizeitverhalten, Werkstattbericht Nr. 71, Wien 2004

16 vgl. Avermaete, Tom, Komplizen einer modernen Gesellschaft. Architektur und Politik in Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg – in dieser Ausgabe S. 30

17 Newman, Oscar, Defensible Space. People and Design in the violent City, London, Architectural Press 1973. Dieses Buch ist in der Bedeutung, die im Umfeld von Sicherheitsdiensten und in Polizeikreisen der Raumorganisation für die präventive Verbrechensbekämpfung zugemessen wird, gar nicht zu überschätzen. Newmans Nachfolgestudie erfolgte im Auftrag der Polizei: U.S. Department of Housing and Urban Development, Office of Policy Development and Research (Hrsg.), Creating Defensible Space, April 1996

18 s. Rouillard, Dominique, Utopie de la quantité, in: Seraji, Nasrine (Hrsg.), Logement, matière de nos villes. Chronique européenne 1900-2007, S. 146, Paris 2007  
 19 Kraft, Sabine, Eingetübtes Wohnen, in: ARCH+ 176/177 Wohnen, wer mit wem, wo, warum, S. 48ff

#### links:

Regensburg-KÖNIGSWIESEN, 1971 – 1978  
 Bauherr: Neue Heimat zusammen mit zwölf kleineren Baugesellschaften  
 2.650 WE, 4.560 Bewohner heute  
 davon Hartz IV-Empfänger: 14,4 %  
 Bewohner mit Migrationshintergrund: 40,0 %  
 Ausländeranteil: 14,2 %  
 Arbeitslosenanteil: 4,3 %

#### rechts:

Hamburg-STEILSHOOP, 1969 – 1975  
 Bauherr: Stadt Hamburg  
 6.800 WE, 14.830 Bewohner heute  
 davon Hartz IV-Empfänger: 21,7 %  
 Bewohner mit Migrationshintergrund: 40,0 %  
 Ausländeranteil: 18,7 %  
 Arbeitslosenanteil: 9,6 %

#### links:

Berlin-GROPIUSSTADT, 1962 – 1975  
 Hauptbauherr: GEHAG, DeGeWo  
 18.500 WE, 35.900 Bewohner heute  
 davon 26,4 % Hartz IV-Empfänger  
 Bewohner mit Migrationshintergrund: 39,8 %  
 Ausländeranteil: 15,3 %  
 Arbeitslosenanteil: 12,1 %

#### rechts:

Berlin-MÄRKISCHES VIERTEL, 1963 – 1974  
 Bauherr: GEWOBAU  
 17.000 WE, 34.440 Bewohner heute  
 davon 31,9 % Hartz IV-Empfänger  
 Bewohner mit Migrationshintergrund: 34,7 %  
 Ausländeranteil: 13,1 %  
 Arbeitslosenanteil: 14,1 %

#### links:

Köln-CHORWEILER, 1969 – 1977  
 Bauherr: Aachener Siedlungs- und Wohnungsbaugesellschaft mbH  
 13.000 WE, 24.290 Bewohner heute  
 davon 26,9 % Hartz IV-Empfänger  
 Bewohner mit Migrationshintergrund: 68,2 %  
 Ausländeranteil: 33,7 %  
 Arbeitslosenanteil: 17,2 %

#### rechts:

Wolfsburg-WESTHAGEN, 1971 – 1973  
 Bauherr: VW-SiedlungsGmbH  
 4.300 WE, 8.720 Bewohner heute  
 davon 22,0 % Hartz IV-Empfänger  
 Bewohner mit Migrationshintergrund: 42,4 %  
 Ausländeranteil: 13,0 %  
 Arbeitslosenanteil: 10,0 %

#### links:

Kiel-METTENHOF, 1964 – 1975  
 Bauherr: Neue Heimat  
 7.400 WE, 18.850 Bewohner heute  
 davon 35,5 % Hartz IV-Empfänger  
 Bewohner mit Migrationshintergrund: 40,1 %  
 Ausländeranteil: 13,3 %  
 Arbeitslosenanteil: 15,3 %

#### rechts:

München-NEUPERLACH, 1967 – 1991  
 Bauherr: Stadt München  
 22.700 WE, 41.710 Bewohner heute  
 davon 7,9 % Hartz IV-Empfänger  
 Bewohner mit Migrationshintergrund: 33,5 %  
 Ausländeranteil: 17,1 %  
 Arbeitslosenanteil: 6,4 %







den sozialen Wohnungsbau der Nachkriegszeit, dessen Definition des richtigen Wohnens sich in Deutschland aus dem doppelten Erbe der Moderne und des Nationalsozialismus speist.<sup>20</sup> Was hier zusammenkam, war in sich widersprüchlich – „traditionell“ in Bezug auf die Organisation der Wohnungen, die ein überkommenes Modell familiärer Reproduktion mit überkommenen Rollendefinitionen räumlich festschrieben, und zwar unabhängig vom Geschmack der Einrichtung, „modern“ in Bezug auf den Außenraum, dem jede Form von vertrauter Raumhierarchie fehlte, wie sie die klassischen, gefassten Räume mit sich bringen.

Letzteres war im Rahmen unseres damaligen Forschungsprojekts über die Qualität der Wohnumwelt der Ausgangspunkt der Kritik am städtebaulichen Konzept der Großsiedlungen. Dieser Kritik lag eine auf Beobachtungen gestützte Theorie über den Zusammenhang zwischen Raum und sozialem Verhalten zugrunde, die den Anspruch auf verallgemeinerbare Aussagen stellte. Ihre Quintessenz lässt sich mit dem Begriff des „sozialen Raumcharakters“ umreißen. Damit ist gemeint, dass die soziale Widmung von Räumen die Art und Weise ihrer Nutzung, wenn auch nicht präformiert, so doch nahelegt. Fehlt diese sozialräumliche Codierung oder ist sie unklar, so wirkt sich das nutzungserschwerend aus. Es ist eine Betrachtung des Raums daraufhin, was dort jeweils an Verhalten möglich ist, wobei die Dualität von öffentlich und privat im Bahrdtschen Sinne nur den Ausgangspunkt für eine räumliche Differenzierung entsprechend dem breiten Spektrum sozialer Verhaltensweisen bildet. Soziale Raumcharaktere entstehen auf traditionelle Weise aus der Beziehung zwischen der Bebauung und den angrenzenden Flächen, sei es durch die „Ausstrahlung“ der Gebäudenutzung, sei es, dass die Relation der Gebäude zueinander die Bedeutung des Zwischenraums definiert oder sei es durch die grundsätzliche Unterscheidung der Bebauungsstruktur nach einem „Vorne“ und „Hinten“. Letzteres verhält sich übrigens, wie die Baugeschichte der Stadt belegt, gegenüber wechselnden Raumbedeutungen offen. Die Menschen haben im Rahmen ihrer Konventionen ein sehr feines Sensorium für solche Raumbedeutungen entwickelt. Soziale Raumcharaktere leiten das Verhalten im Umgang mit anderen Menschen und erzeugen Sicherheit auch in fremder Umgebung, daher ist diese indirekte Methode der Codierung von Außenräumen sehr wirksam im Vergleich mit einer Regelung dessen, was erlaubt sein soll und was nicht, mittels direkter Gebote und Verbote. Diese werden als Verhaltensbeschränkung nur widerwillig akzeptiert, und auch nur dann, wenn sie sich aus einem Eigentumstitel herleiten.

Das Raumkonzept der Großsiedlungen basiert auf freistehenden, vom Raum umspülten Großformen, selbst dort noch, wo Ansätze der Raumbildung durch Über Eckstellungen und hofartige Gebäude erkennbar sind. Es sieht so gut wie keine soziale Belegung des Außenraums durch die Gebäude selbst vor. Hinzukommt, dass dieser überwiegend für eine gemeinschaftliche Nutzung konzipiert wurde. Der gemeinschaftliche Raumcharakter ist jedoch insofern schwierig, als es für ihn keine gesicherten sozialen Konventionen gibt, d.h. die Verhaltensspielräume müssen in der Gemeinschaft ausgelotet und konsentiert werden. Das aber setzt die Bildung von Gemeinschaften erst einmal voraus. Von daher waren gerade in der Anfangsphase der Großsiedlungen häufig Bewohnerkonflikte um die Nutzung des Außenraums zu beobachten.<sup>21</sup> Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen sah die Bilanz für die Großsiedlungen trotz des quantitativen Plus in der Wohnungsversorgung nicht günstig aus, nicht wenn man davon ausging, dass gelungenes Wohnen eine Vertrautheit und den aktiven Umgang mit Raum bedingt. Soweit unsere damalige Kritik.

### Soziale Mischung

Die soziale Mischung der Bevölkerung ist eines der zentralen Ziele räumlicher Planung, das relativ unverändert den Wechsel von Leitbildern und Raumkonzepten überdauert hat und auch heute noch in der Zielhierarchie planerischer Maßnahmen ganz oben rangiert. Die Integration der sich ökonomisch, sozial, kulturell oder ethnisch unterscheidenden Gruppen einer Bevölkerung gilt als Voraussetzung politischer Stabilität in demokratisch verfassten Gemeinschaften – soweit der gesellschaftliche Konsens. Aber was bedeutet er? Welche Implikationen bringt soziale Integration für die räumliche Verteilung der Bevölkerung mit sich? Dass jeder Ort die soziale Zusammensetzung der Gesellschaft widerspiegelt, ein Abbild des gesellschaftlichen Durchschnitts ist? Wohl kaum.<sup>22</sup> Außerdem wird an die räumliche Verteilung von arm und reich ein verschiedener Maßstab angelegt.

Im I. und II. Wohnungsbaugesetz von 1950 und '56 werden als Zielgruppe staatlicher Förderung breite Schichten der Bevölkerung genannt. Soziale Mischung ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht so sehr ein Thema, da die sozialökonomische Ausdifferenzierung der Gesellschaft noch nicht so offensichtlich war und mit der Ent-

faltung des „Wirtschaftswunders“ die Bevölkerung sich in Richtung eines breiten Mittelstands mit nur schmalen Rändern nach oben und unten zu entwickeln schien. Dementsprechend war auch das Wohnungsangebot eher egalitär konzipiert – im Sinne des emanzipatorischen Anspruchs der Moderne. Anders die Großsiedlungen der 70er Jahre: Der soziale Wohnungsbau ist hier nach Abbau der primären Engpässe stärker auf eine bedürftige Klientel ausgerichtet, während gleichzeitig als stabilisierender Faktor die soziale Mischung um einen mittelständischen Kern herum angestrebt wird. Tatsächlich bedeutet das Konzept der sozialen Mischung eine Kapitulation vor der strukturellen Verfestigung gesellschaftlicher Ungleichheit. Es basiert weniger auf dem emanzipatorischen Ideal der Einebnung ökonomischer Unterschiede und sozialer Angleichung, als vielmehr auf der Einschätzung aus den Anfängen des Klassenkampfes, dass die Konzentration dauerhaft benachteiligter Gruppen politisch gefährlich werden könnte und tunlichst vermieden bzw. durch die integrative Kraft des Bürgertums konterkariert werden sollte.<sup>23</sup>

Die Steuerungsmöglichkeiten der Bevölkerungsstruktur bei der Planung eines Wohngebiets sind indirekter Natur.<sup>24</sup> Sie erschöpfen sich in der Diversifikation des Wohnungsangebots nach Größe, Qualität und Preis. Für die Großsiedlungen bedeutete dies die Kombination unterschiedlicher Gebäudetypen, von der Teppichbebauung mit Patiohäusern, über 2-geschossige Reihenhäuser, Zeilenbauten mit unterschiedlicher Geschosshöhe bis zum Punkthochhaus, vom Mehrspanner bis zum Laubengang, von der Etagenwohnung über Split-Level bis zur Maisonette. Die Nachbarschaften, die durch solche Gruppierungen geschaffen wurden, zeichneten sich allerdings eher durch ihre Zwanghaftigkeit als durch soziale Harmonie aus. Ein besonders unsensibles Beispiel waren die gern am Fuße von Hochhäusern platzierten, voll einsehbaren Patiohausteppiche.

Woran ist das Konzept der sozialen Mischung gescheitert? – Dass es tatsächlich gescheitert ist, steht außer Frage. Die soziale Segregation setzte häufig bereits während der Fertigstellungsphase ein. Einer der verstärkenden Mechanismen war sicherlich die Fehlbelegungsabgabe, die 1981 eingeführt wurde. Aber das allein erklärt es nicht, warum sich heute in den Großsiedlungen die am stärksten benachteiligten Mitglieder der Gesellschaft konzentrieren. Die Frage müsste eher lauten, wo sollten sie sonst wohnen? Die Homogenisierung der Bewohnerstruktur ist das Resultat zweier Prozesse, nämlich des Wegzugs und des Zuzugs. Was als brachiale Verdrängung aus der Stadt infolge der Flächensanierung begann, fand seine „sanftere“ Fortsetzung in den Gentrifizierungsprozessen seit den 80er Jahren. Die neue Wertschätzung, die alle historische Bausubstanz seit der Postmoderne erfuhr, hat zu einer zweiten Verdrängungswelle geführt, die auch vor den ehemaligen Arbeiterquartieren nicht einhielt.<sup>25</sup> In den westdeutschen Städten gibt es so gut wie keine Quartiere mehr, die nicht eine Aufwertung mit zumindest partiellem Austausch der Bevölkerung erfahren haben. Von daher könnte die Geschichte der Stadtentwicklung seit den 60er Jahren als eine Geschichte der Segregationsprozesse geschrieben werden, die ganz offensichtlich eine Diskrepanz zwischen Planung und Realität bezeugen, oder zutreffender: zwischen Ideologie und Realität, da die Planung ja an der Herstellung dieser Realität nicht unbeteiligt ist. Vor diesem Hintergrund erscheint das Konzept der sozialen Mischung nicht nur naiv, sondern kann auch zum Sprengsatz werden, wenn sogenannte Problemgebiete durch Angebote an bessergestellte Bevölkerungsgruppen stabilisiert werden sollen.

### Resümee

Das Urteil über die Großsiedlungen ist schnell gefällt, betrachtet man die soziale Segregation und Entwicklung hin zum „Sozialen Brennpunkt“. Der „Steckbrief“ ist bekannt: Verwahrlosung der öffentlichen Räume, Vernachlässigung der Bausubstanz, Vandalismus, hohe Gewaltbereitschaft der Bewohner, Jugendkriminalität, abgebrochene Ausbildungen, hohe Arbeitslosigkeit, starke Mieterfluktuation, Wegzug besser gestellter, deutscher Familien, überdurchschnittlicher Anteil an Ausländern und Immigranten, partieller Leerstand.<sup>26</sup> Aber was davon ist eigentlich den Siedlungen anzulasten, und was ist das Versagen der Gesellschaft oder zumindest gesellschaftlichen Prozessen geschuldet, deren Bedingungen nicht zur Disposition stehen, die sich aber zwangsläufig in den Siedlungen niederschlagen, da diese das untere Ende des gesamten Wohnungsbestands stellen?

Man kann in Anbetracht der Planungsfehler, der desolaten Versorgungslage und der autoritären Verwaltung sicher von einem Scheitern im ersten Anlauf sprechen, aber ist es ein definitives Scheitern? Die Großsiedlungen waren Experimente.<sup>27</sup> Sie lassen sich zwar in die Suche der Moderne nach einer neuen Wohnform einreihen, sind aber in ihren beispiellosen Dimensionen mit den Projekten der Zwischenkriegszeit – selbst der Hochhausstadt eines Hilbersheimers – nicht mehr ver-

gleichbar. Für diese Experimente gab es keine Erfahrungen, auf die zurückgegriffen werden konnte, nicht was Planung, Bauproduktion und Verwaltung und nicht was Raumkonzept und Bewohnbarkeit betraf. Wenn wir heute vor dem Hintergrund der Entwicklung der Siedlungen in die 60er Jahre zurückreisen könnten und uns vor die Aufgabe gestellt sähen, die Wohnungsversorgung im selben Umfang zu gewährleisten, was wären die Fragen, die wir uns stellen müssten und vor allem: was hätte Bestand?

► Die erste Frage betreffe selbstverständlich die Entwicklung von Großstrukturen als signifikantestem Merkmal der Siedlungen. Gibt es ein Argument, das prinzipiell gegen Großstrukturen spricht, oder sind diese einfach dem Paradigmenwechsel zum Opfer gefallen, dem die Planung in den 80er Jahren unterlag, dem Wechsel von großmaßstäblichen Planungen zu einem "behutsamen" Inkrementalismus? Wobei anzumerken wäre, dass Inkrementalismus mit Planung wenig gemein hat und wohl die radikalste Absage bedeutet an die Planungseuphorie der 60er Jahre, deren Kind die Großsiedlungen sind. Die Diskussion um Megastrukturen findet ihr Ende mit den "Wohnhügeln" und Terrassenhäusern, dem letzten Ausfluss des Strukturalismus<sup>28</sup>, wie überhaupt das Denken in übertragbaren Strukturen durch das Basteln an Einzelfalllösungen ersetzt wird.

► Daran schließt sich unmittelbar die Frage an, wie Großstrukturen beschaffen sein müssten, damit ihre Vorteile, die von Rationalisierungseffekten in der Produktion bis zu Synergieeffekten in Funktion und Nutzung reichen – dem Mehrwert von Dichte eben –, nicht von den möglichen Nachteilen aufgezehrt werden. Die Größe selbst ist mit den Abhängigkeiten, die sie schafft, auch die Quelle von beidem. Diese wenigen Anmerkungen müssen hier genügen, was aber für die Entwicklung der Siedlungen relevant gewesen wäre, ist die Frage der Anpassungsfähigkeit von Großstrukturen. Sie sollten insoweit mit lebenden Systemen verglichen werden, als sie auch einige von deren Eigenschaften aufweisen müssen, d.h. sie sollten sich verändern können, wachsen, absterben etc. Die seit Platon quer durch die abendländische Geschichte verwendete Metapher von der Stadt als Haus besagt nichts anderes, als dass die Stadt selbst eine Großstruktur ist. Sie ist in ständiger Veränderung begriffen, während die Großsiedlungen nicht für einen solchen Prozess konzipiert wurden, sondern als dauerhafte Lösung gedacht waren, als ein für alle Mal fertig. Ein wenig erinnern sie an Hollywoods Figur des Happy End, die das Leben auf seinem "Höhepunkt" einfriert.

► Was würde sich verändern können bedeuten? Auch hier nur eine kurze Anmerkung: Ein wesentlicher Aspekt sind die Freiheits- bzw. Festlegungsgrade, die in der Codierung der räumlichen Strukturen enthalten sind. Dieser Gedanke stand z.B. bei den beiden Berliner "Wohnregalen" Pate, die im festgelegten System von Tragstruktur und Versorgungssträngen verschieden bestückt werden konnten.<sup>29</sup> Ihr Konzept ist gewissermaßen das Gegenmodell zu den Wohnungen in den Großsiedlungen, deren Standardisierung in Ausstattung und Zuschnitt – in den 20er Jahren noch die Festschreibung eines nicht unterschreitbaren Niveaus – bereits in den 70er Jahren zur einer Erstarrung wird, die dem gesellschaftlichen Wandel, den sozialstrukturellen Veränderungen und den neuen Lebensweisen nicht mehr entspricht. Sowohl der funktionalistische Zuschnitt als auch das einzige zugrunde gelegte Modell der Kleinfamilie beinhalten, wenn überhaupt, nur wenige Freiheitsgrade. Auch die Wohnungen wurden eher als eine gefrorene Momentaufnahme eines glücklichen Familienlebens konzipiert, man kennt die entsprechenden Bilder aus der Werbung, als dass sie eine wandlungsfähige Bühne für die laufenden Veränderungen des Lebens geboten hätten.

► Die für das Veränderungspotenzial von Großstrukturen wahrscheinlich wesentlichste Frage betreffe den Ausschnitt des Lebens, der in den Siedlungen präsent sein sollte. Zwar wurde bereits zu ihrer Entstehungszeit die monofunktionale Anlage von Wohngebieten – nur allzu verständlich vor dem Hintergrund der "Befreiung" des Wohnens aus den Belastungen des 19. Jahrhunderts – kritisch hinterfragt, man denke nur an die frühe Kritik der Smithsons an der Charta von Athen. Genützt hat es jedoch wenig, geplant wurde letztlich monofunktional – und im Widerspruch zu dem neuen Leitbild der Urbanität. Auch hier zeigte sich, dass Anfangsfehler z.B. was die Versorgung betrifft, nur schwer korrigierbar sind, wenn sich andere Wohnheiten eingeschlichen haben.

► Was schließlich bleibt von dem städtebaulichen Konzept der Großsiedlungen übrig? Wenn wir davon ausgehen, dass Stadt gemeint war und Stadt entstehen sollte, nicht in den bekannten Formen der Blockrandbebauung, sondern großzügiger, freier und doch vielfältig und urban, so ist dies ein Versprechen, dass es noch einzulösen gilt – sofern man nicht davon ausgeht, dass die überkommenen Baustrukturen die einzig denkbare Form von Stadt sind. Und wie präsentiert sich nach

40 Jahren der fließende, nicht gefasste Raum der Moderne, der sich in sozialer Hinsicht als ein so schwieriges Terrain erwiesen hatte? Da Menschen die Fähigkeit besitzen, sich auch in "sperrigen" Räumen einzurichten, sich ihre Umgebung – gewissermaßen qua Schöpfungsauftrag – anzueignen, wenn man sie nur lässt, ist zu vermuten, dass er heute intensiv genutzt wird. Für eine gesicherte Aussage fehlt es an Empirie, aber dafür spricht, erstens: Die Gesellschaft hat sich in diesem Zeitraum immens verändert, die sozialen Konventionen wurden fortgeschrieben, sind permissiver geworden, wir leben mehr im Außenraum, verhalten uns dort freier und das Spektrum möglichen Verhaltens in der Öffentlichkeit ist immens gewachsen; zweitens: Es ist in vielen Siedlungen im Rahmen der Gebäudesanierung auch eine Differenzierung der Außenräume erfolgt, z.B. durch die soziale Belegung der Erdgeschosszonen, die Anlage von Mietergärten und die verbesserte Zuordnung der Flächen sowie, nicht zu vergessen, die intensive Begrünung.

Abschließend eine wohnungspolitische Anmerkung: Trotz aller berechtigten Kritik an der Qualität des Sozialen Wohnungsbaus und der Großsiedlungen, die ja überwiegend sozialer Wohnungsbau sind, und trotz des häufig vorgetragenen Arguments der zu hohen Baukosten im Vergleich zum freifinanzierten Wohnungsbau, handelt es sich um eine immense sozialstaatliche Leistung, deren Aufrechterhaltung heute nicht mehr für notwendig erachtet wird. Die in den 70er Jahren unter der Ägide des Neoliberalismus begonnene Deregulierung des Wohnungsmarkts ist weiter vorangeschritten. Die Wohnungsgemeinnützigkeit wurde abgeschafft, es gibt im Neubau kaum noch Sozialen Wohnungsbau, die Sozialbindungen im Bestand laufen aus, d.h. die Wohnungen können zu Marktpreisen vermietet werden, bis 2020 wird der Anteil des Sozialen Wohnungsbaus am Gesamtwohnungsbestand auf weniger als 4 % geschätzt, Teile der kommunalen Wohnungsbestände wurden zur Aufbesserung der desaströsen Haushalte an sogenannte Hedgefonds und ausländische Großanleger verkauft und teilweise bereits weiterverkauft. Auch wenn es etwas dramatisch klingen mag, dabei werden nicht nur Immobilien verkauft, sondern die Lebenswelten unzähliger Menschen, für die diese Siedlungen zu einem sozialen Zuhause geworden sind. Was ein Verkauf bedeuten kann, wird spätestens dann klar, wenn der Erwerb aus rein spekulativen Gründen erfolgte.<sup>30</sup> Ein Reservoir an Wohnungen mit billigen Mieten beinhaltet politischen Handlungsspielraum im Auseinanderdriften der Gesellschaft. Die Großsiedlungen sind ein ungeliebtes Erbe. Dass dieses Erbe immer mehr von öffentlichen in private Hände übergeht, ist keine Lösung. Worauf es ankäme, wäre im Zuge der anstehenden Sanierungen eine Aufwertung und Imageverbesserung ohne Verdrängung – und das wird ohne staatliches Engagement nicht möglich sein.

20 Harlander, Tilman: NS-Wohnungsbau und Planungskonkurrenz, in: W. Prigge (Hrsg.), Ernst Neufert. Normierte Baukultur im 20. Jahrhundert, Edition Bauhaus Dessau, Frankfurt 1999

21 Es ist kein Zufall, dass Jugendliche, die sich mit der Gruppenbildung leicht tun, eine "konfliktträchtige" Pionierrolle in der Raumanneignung einnehmen.

22 Diese Vorstellung steckte im Begriff der "vollständigen Population". Wohnquartiere sollten die gesellschaftliche Vielfalt, demografisch wie sozialstrukturell, widerspiegeln. Vgl. dazu Profitopolis oder: Der Mensch braucht eine andere Stadt, Hrsg. Die Neue Sammlung. Staatliches Museum für angewandte Kunst, München 1971, S. 37

23 Das Schrumpfen des Mittelstands wird auf breiter Ebene mit Sorge beobachtet, vgl. dazu: Datenreport 2008. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, Hrsg. Statistisches Bundesamt (Destatis), S. 164f

24 Der direkte Weg ist die obrigkeitsstaatliche Verordnung, wie sie historisch häufig angewandt wurde. Ein aktuelles Beispiel dafür liefert Singapur, wobei es um ethnische Mischung geht. Vgl. dazu Bittner, Regina/Hackenbroich, Wilfried/Rettich, Stefan, Singapurs "Sozialer Wohnungsbau" – in dieser Ausgabe S. 116ff

25 Der latente Widerspruch zwischen physi-

scher und sozialer Erhaltung, der jede Form von Sanierung und Stadtbau kennzeichnet, sorgte auch in den Stadterweiterungen der Gründerzeit für soziale Homogenisierung.

26 Dieser "Steckbrief" gilt selbstverständlich nicht für alle Großsiedlungen, aber für die Mehrheit; für diese gilt er nicht im gleichen Ausmaße und auch nicht flächendeckend innerhalb der Siedlungen.

27 Die anfänglich positive Konnotation des experimentellen Charakters wird im Gefolge der 68er Bewegung revidiert durch die kapitalismuskritische Anprangerung der ständig wachsenden Verdichtung der Siedlungen aus reinem "Verwertungsinteresse".

28 vgl. Kockelkorn, Anne, Wuchernde Wohnarchitektur. Die französischen 'Proliférants' der frühen 70er Jahre als staatliches Experiment – in dieser Ausgabe, S. 37

29 Sie wurden im Kontext der IBA in den 80er Jahren realisiert. Vgl. Das andere Neue Wohnen, a.a.O., S. 106ff, [www.solidar-architekten.de/projekte/baugemeinschaft/solidar-oekohaus-berlin.html](http://www.solidar-architekten.de/projekte/baugemeinschaft/solidar-oekohaus-berlin.html)

30 Der Verkauf der GAGFAH an Fortress hatte eine verheerende Desinvestition in den GAGFAH-Siedlungen zur Folge, vgl. dazu "Im Würgegriff der Heuschrecken – Warum ganzen Wohnviertel in Deutschland der Verfall droht", im ARD-Magazin Monitor, gesendet 17.2.2011